Notker Hammerstein

Der Wandel der Wissenschafts-Hierarchie und
das bürgerliche Selbstbewußtsein.
Anmerkungen zur aufgeklärten Universitäts-
Landschaft.

Fraglos erfolgte im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert ein unaufhaltsamer Wechsel in der Ansicht darüber, welche wissenschaftlichen Disziplinen, gelehrten Materien und Komplexe wichtig, das Leben der Menschen in Gemeinschaft bestimmend und fördernd sein sollten. Eine Ablösung von längerfristig tradierten Vorstellungen griff Platz, bedingte eine Umschichtung der bisherigen Hierarchie der Wissenschaften. Schon während des Dreißigjährigen Krieges kündigte sich an manchen Universitäten des Reichs diese Veränderung an¹. In Helmstedt und Straßburg, in Jena und Frankfurt an der Oder bewirkte die Rezeption vor allem westeuropäischer Lehren eine allmähliche Irritation gewohnter Lehrmeinungen, zwang zu modifizierenden Anschauungen². In der Gründung der Universität Halle erklommen diese nicht immer gleichlaufenden Bemühungen eine neue Stufe, die Ausgangspunkt und Grundpfeiler zugleich für das 18. Jahrhundert sein konnte. In Göttingen, der Halleschen Tochtergründung, wurde diese Entwicklung dann zum weithin beispielhaften Abschluß gebracht, ins gleichsam klassische Universitätsmodell einer erneuerten Anstalt im Zeichen von Aufklärung und Tradition gewendet³. Denn diesen scheinbar widersprüchlichen Tendenzen blieb man im Reich auch im 18. Jahrhundert verpflichtet, diese Ideen bestimmten die Gestalt der deutschen Universitäten, die – sich reformierend – erneut und verstärkt im Zentrum geistiger Selbstvergewisserung standen.

Im Zusammenhang der hiesigen Fragestellung wäre, was den Traditionalismus anbelangt, etwa auf die institutionelle Kontinuität zu verweisen, die zugleich auch eine inhaltliche bedeutete – zum mindesten in einigen Punkten. Das unterschied die deutschen Universitäten nicht unerheblich von den französischen der gleichen Zeit. Die spanischen und portugiesischen Hochschulen andererseits, die damals, besser: während des 18. Jahrhunderts, ebenfalls unter den Einfluß der Aufklärung gerieten und reformiert wurden, waren darin gleichwohl entschieden weniger erfolgreich als die deut-

¹ Vgl. insgesamt *Notker Hammerstein*, Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, in: HZ 241 (1985) 287 ff.

² *Ders.*, Universitäten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation als Ort der Philosophie des Barocks, in: *Studia Leibnitiana* XIII (1981) 242 ff.

³ *Ders.*, Jus und Historie (Göttingen 1972).

schen. Auch da besteht ein grundlegender Unterschied, von den beiden englischen ist erst gar nicht zu reden⁴. Insoweit konnte dieser auch institutionelle Traditionalismus dann eine Mitursache dafür werden – um dies eben in Parenthese anzumerken –, daß die spätere, die klassische Universität des 19. und frühen 20. Jahrhunderts diesem Modell der (europäischen) Hochschule folgte. Denn auch die Humboldtsche Universität, ihre Ordnung der Wissenschaften, übernahm diese ehrwürdigen und bewährten Formen⁵, was dann in den anderen europäischen Ländern vielfach rezipiert und nachzuahmen gesucht wurde im Interesse einer Reform der eigenen Anstalten.

Die Gesamtheit des Wissens, die der Wissenschaften, war demnach in vier Fakultäten auf- bzw. eingeteilt. Neue Ansätze, Strömungen oder Akzente, ja ganze Richtungen konnten relativ leicht und innerhalb dieses Rahmens aufgenommen, betrieben und eingeschoben werden. Er erwies sich als außerordentlich flexibel und dehnbar.

Dabei war während des 17. und 18. Jahrhunderts – um wieder dorthin zurückzukehren – die Meinung, daß der Kanon des Wissens in sich geschlossen, nicht unbedingt freilich abgeschlossen sei. Es galt im allgemeinen ferner, daß ein Professor vielerorts kompetent, ein Mann zu sein habe, der zumindest sein Fachgebiet – die „Rechtsgelahrtheit“ oder Medizin etwa – insgesamt zu übersehen und darzustellen wisse. Daß er zudem auch in den Artes bewandert sei, ja zuständig sein könne, wurde aufgrund des Studienganges und der nach wie vor dienenden Rolle dieser Disziplinen geschlossen. Es blieb jedoch – wie bekannt – nicht bei dieser theoretischen Annahme: vielerorts und recht häufig trugen Professoren höherer Fakultäten offiziell und öffentlich Materien der philosophischen Fakultät – wie sie sich zunehmend ab dem 17. Jahrhundert nannte – vor. In der erneuerten Jurisprudenz nach Halle war dies für die Reformer sogar Voraussetzung und Notwendigkeit zugleich für bestimmte Hilfsdisziplinen des Rechts. Die Zuständigkeit der Universität und ihrer Professoren für die Wissenschaften war insoweit entschieden universeller bzw. breiter gelagert und fächerübergreifend, als dies nach der Berliner Universitätsgründung der Fall sein konnte⁶. Gewiß zeichnete sich auch auf diesem Felde bereits im 18. Jahrhundert eine stärkere Spezialisierung ab, aber „Monopolia“ sollten nicht sein, wie der Göttinger Kurator Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen entschieden verordnete.

Trotz dieser scheinbar festgefügtten Allgemeinankanes waren Wandel, Entwicklung, Neuerungen möglich, wie bereits erwähnt. Anders hätten sich die Universitäten und Wissenschaften ja auch gar nicht halten und bewähren können. Ihre Fähigkeit, neuen Bedürfnissen zu entsprechen, verbesserte, andere, aber überzeugende Legitimationen für veränderte Sachverhalte, entsprechend dem Wandel der Ereignisse selbst, anzubieten und abzuleiten, garantierten ihren Status. Wo das nicht mehr möglich war, im Je-

⁴ Hierzu demnächst Bd. II der *History of European Universities*, CRE (Oxford/München 1988).

⁵ Ulrich Muhlack, *Die Universität im Zeichen von Neuhumanismus und Idealismus*: Berlin, in: Peter Baumgart, Notker Hammerstein (Hrsg.), *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen in der frühen Neuzeit* (Wolfenbütteler Forschungen 4, Nendeln 1978) 299 ff.; Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866* (München 1983) insbes. 451 ff.

⁶ Notker Hammerstein, *Universitäten und gelehrte Institutionen von der Aufklärung zum Neuhumanismus und Idealismus*, in: Günter Mann, (Hrsg.), *Samuel Thomas Soemmering und die Gelehrten der Goethe-Zeit* (Soemmering-Forschungen I, Stuttgart/New York 1985) 309 ff.

suiten-Orden mit seiner unflexiblen und somit altersanfälligen Ordnung, kam es hingegen zu einem deutlichen Ende geistiger, gelehrter Überzeugungskraft. Der Vollständigkeit halber sei da noch erwähnt, daß sich dadurch Benediktinern, Piaristen, Jansenisten, Muratori-Zirkeln erweiterte Wirkungsmöglichkeiten im aufgeklärten Zeitalter eröffneten⁷.

In versuchter, aber eher noch vorläufiger Systematisierung von Wissensgebieten, einer „Enzyklopädisierung“ (falls so zu formulieren stünde!) wurde das Erreichte geordnet, zusammengefaßt und verfügbar gehalten. In zunehmend mundaner Interpretation der Wissenschaften war es dank des Zurückdrängens theologischer Bevormundung möglich geworden. Im gehobenen Bewußtsein für die segensreichen Wirkungen dieser Wissenschaften dehnte man die Erkenntnis sachangemessen und verfeinert zugleich bis an die Randzonen des Wissenskosmos selbst aus, wie man damals meinte. Der Nutzen für das Gemeinwesen mußte dabei gewährt, er konnte es nach dieser Auffassung jedenfalls sein. Auf diesem Weg eines ständigen Fortschreitens stünde zu erwarten, daß eines Tages alle grundlegenden Einsichten und Wahrheiten entschlüsselt sein könnten zum Segen der Menschheit insgesamt.

Insoweit hatte diese Fortschrittshoffnung durchaus auch ein traditionsgebundenes, zurückverweisendes Mitverständnis. Sie ging – wie seit mittelalterlichen Zeiten – nach wie vor von einem geschlossenen, ausmeßbaren Wissenschaftskosmos aus, den es zu entschlüsseln gelte. Offen, wie später im neuhumanistischen Wissenschaftsverständnis, war sie insoweit nicht. Das ist die zu Recht mehrfach beschriebene konservative, retardierende bzw. nur scheinbar aufgeklärte Seite der deutschen Aufklärung, die bei einem Manne wie Christian Thomasius gut zu beobachten steht⁸. Insgesamt entsprach diesem Umstand auch die wenig antireligiöse Haltung dieser „Aufklärer“, ihre ganz im Gegenteil starke religiöse Bindung, gleichviel ob bei den Lutheranern oder bei Katholiken⁹. (Der Calvinismus hatte in dieser Zeit längst seine ehemalige Wirkung und Bedeutung verloren, konnte als eigenständige Gruppierung kaum mehr Profil aufweisen oder entwickeln!)

Dennoch war die Ablösung der Theologie als anerkannter Leitwissenschaft und das Einrücken der Jurisprudenz – und ihrer Materien – in diesen Platz kein antiaufklärerischer oder unaufgeklärter Vorgang. Es bedeutete durchaus einen „Wandel der Wissenschafts-Hierarchie“. So ging das schließlich auch nicht ohne heftige Kämpfe, immense Streitigkeiten und wissenschaftliche Auseinandersetzungen vor sich – falls darunter

⁷ Notker Hammerstein, *Aufklärung und katholisches Reich* (Berlin 1977).

⁸ Ders., Christian Thomasius und die Rechtsgelehrsamkeit, in: *Studia Leibnitiana* XI (1979) 22 ff., Norbert Hinske, Wolffs Stellung in der deutschen Aufklärung, in: *Werner Schneiders* (Hrsg.), *Christian Wolff 1679–1754* (Hamburg 1983) 306 ff.; *Werner Schneiders*, *Leibniz – Thomasius – Wolff. Die Anfänge der Aufklärung in Deutschland* (Akten des II. Internationalen Leibniz-Kongresses Hannover, Wiesbaden 1972) 105 ff.; ders., *Akademische Weltweisheit. Die deutsche Philosophie im Zeitalter der Aufklärung*, in: *Gerhard Sauder/Jürgen Schlobach* (Hrsg.), *Aufklärung* (Heidelberg 1985) 25 ff.

⁹ Vgl. u. a. *Bernd Moeller*, *Johann Lorenz Mosheim und die Gründung der Universität Göttingen*, in: ders. (Hrsg.), *Theologie in Göttingen* (Göttingen 1987) 9 ff.; insges. ferner, *Hajo Holborn*, *Der deutsche Idealismus in sozialgeschichtlicher Beleuchtung*, in: *HZ* 172 (1952) 359 ff.

auch zahllose Invektiven mitgerechnet werden! – und der Vorgang änderte das Erscheinungsbild der Universitäten und ihrer Mitglieder nachhaltig. Was sich an der Friedericiana zu Halle und noch entwickelter, verfeinerter an der Georgia Augusta zu Göttingen beispielgebend, ja normsetzend durchsetzte, „revolutionierte“ die traditionsgebundenen Universitäten und ihren Wissenschaftskanon. Auf evolutionärem Wege kam es zu einer grundlegenden Erneuerung der Anstalten selbst, der Lehrinhalte, der Methode und Rangordnung der Wissenschaften. Das hatte enorme Auswirkungen auf alle Universitäten im Reich, nicht zuletzt auf die katholischen. Überall wurde, wie bekannt, das Hallisch-Göttingische Modell zu kopieren gestrebt, zeitlich durchaus versetzt und im Erfolg begreiflicherweise höchst unterschiedlich und abgestuft. Eben das sicherte, wie bereits erwähnt, der selten ausgedehnten, dicht gesäten Universitätslandschaft des Reichs neue Überlebenskraft und hohes Ansehen auch im Zeichen der Aufklärung.

In Frankreich oder in Italien gelang das beispielsweise damals kaum, in Spanien und Portugal – wie erwähnt – nur teilweise, bruchstückhaft und nicht auf Dauer. Allein in Schottland, neben etwa Leiden und manchen nordeuropäischen Anstalten, vermochte aufgeklärter Zeitgeist innerhalb der Universitäten den gewandelten Bedürfnissen zu entsprechen und einen länger andauernden Aufschwung zu nehmen.

Nun könnte ich – und sollte es nach ursprünglicher Planung wohl – diese Neuerungen, Wandlungen und Verschiebungen der Wissenschaften im Zusammenhang unserer Fragestellung erläutern, vorführen und benennen. Aus mehreren Gründen jedoch tue ich das nicht. Der entscheidende – und gewiß auch verständliche – ist der, daß ich mich da allenfalls zu wiederholen vermöchte. Das macht weder Spaß noch erscheint es sinnvoll, gehe ich doch davon aus, daß Sie diese meine Argumente und Beweisführungen kennen. Zum andern – und nicht weniger gewichtig – tun das am deutlichen und analogen Beispiel nun einige weitere Teilnehmer des Symposions ihrerseits¹⁰. Daher habe ich mir – ein wenig listig, zugegebenermaßen – erlaubt, mich hier zu drücken und statt dessen einige Prämissen der Problemstellung selbst zum Gegenstand meiner Überlegungen zu machen. Freilich halte ich dabei den mir gesteckten Umkreis ein, argumentiere also im Blick auf die Entwicklung der Universitäten und ihrer Wissenschaften.

Die zugrunde gelegte Fragestellung geht von dem unbestreitbaren Sachverhalt aus, daß nach der Mitte des 18. Jahrhunderts – mittlerweile toposhaft gern mit dem Ende des Siebenjährigen Krieges in eins gesetzt, ein Datum, das mir nie so recht einleuchtet! – also daß ab den 1760er Jahren sich zunehmend und vernehmlich solche Tendenzen und Ansichten bemerkbar machten, die hin zur „originalen deutschen Literatur“ führten. „Antizipatorisch und programmatisch“ zugleich hätten Philosophie und Literatur damals ein „neues Bewußtsein von nationaler Gemeinsamkeit“ formuliert.

¹⁰ *Laetitia Boehm*, Die deutschen Universitäten im Sozialgefüge des absolutistischen Fürstenstaates: Zwischen scholastischer Tradition, normativer Wissenschaftsorganisation, adligen und bürgerlichen Bildungsansprüchen; *Michael Stolleis*, Tradition und Innovation in der Reichspublizistik nach 1648; *Wilhelm Schmidt-Biggemann*, In nullius verba iurare magistri. Über die Reichweite des Eklektizismus – alle in diesem Band.

Das habe sich zwar seit längerem bereits angebahnt, aber erst in diesen Jahren zu sich selbst gefunden. Die Anfangsjahrzehnte dieser Entwicklung – unser Endpunkt hier – seien folgerichtig durch ihren „Schwellencharakter“ gekennzeichnet¹¹.

In der Tat, dieses Phänomen ist viel zu offensichtlich, als daß es bestritten werden könnte. Das habe ich auch gar nicht vor. Ich möchte es allenfalls ein wenig modifizieren im Blick auf die Erklärungsangebote, möchte manche Prämissen neu zu analysieren suchen.

Die Übernahme „protestantischer Errungenschaften“ – wie ich das nannte – seitens katholischer Universitäten hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß nördlich und südlich des Mains, um es ein wenig grobschlächtig zu formulieren, die gleiche Sprache gesprochen werden konnte. Zum ersten Mal nach der Reformation war – mit anderen Worten – in breiten Kreisen ein gemeinsames Denken und Sprechen möglich, bestimmten die gleichen Leitbilder die Vorstellungen. Eine noch vage Idee einer auch nationalen Gemeinsamkeit der Deutschen konnte hierauf aufbauen, ältere Überzeugungen einer Gemeinsamkeit umformen und fortentwickeln. Da die Universitäten im geistigen Haushalt der Deutschen nach wie vor einen fast einzigartigen Platz einnahmen, waren sie es zumeist, die diese Ideen formulierten und verbreiteten. Zumindest anfänglich war dies der Fall. Und gerade die Reformen im Zeichen der aufklärerischen Universitäten zielten in diese Richtung. So konnte gelegentlich ein Mann wie Christian Thomasius, der am Anfang dieser Entwicklung stand, ein zweiter *Praeceptor Germaniae* genannt werden. Von da aus schließt man meist ferner, daß es die aufstrebenden bürgerlichen Schichten gewesen seien, die diese – und andere – Ideale umzusetzen gesucht hätten. Das Bürgertum habe zunehmend selbstbewußter seine eigene Sache darin betrieben.

Auch das ist ein bekannter und häufig geschilderter Vorgang. Viele damalige Anti-Adels-Äußerungen, spöttische bis kämpferische Absagen an die Adresse der Höfe, trotzigte Behauptung bürgerlicher Tugenden – von Lessing etwa bis Schiller und darüber hinaus – belegen das. Die durchweg positive Aufnahme der Ideale der Französischen Revolution bestätigten es auf ihre Art, lassen dann gar bürgerliches Selbstbewußtsein zu Weltbürgertum aufsteigen. Nationalstaatsforderungen oder vorsichtiger gewendet: solche nach mehr Einheit und zugleich staatlicher Stärke wie auch solche nach Mitsprache, ja Vorrang des Bürgertums kennzeichneten die Zeit.

Dem entspräche ferner der zunehmend selbstbewußte Anspruch der Philosophischen Fakultät, die eigentlich leitenden, welterklärenden und wichtigen Disziplinen und Künste zu verwalten, zu vertreten. Die Zeit des aufgeklärten Absolutismus, die Reformen und Erneuerungen im sich allmählich vom Tiefpunkt des Dreißigjährigen Krieges lösenden Reich hätten diese eigentlich über sie hinausweisenden Vorstellungen folgerichtig sich entwickeln lassen und hervorgebracht¹².

¹¹ So einige einleitende Überlegungen *Wilfried Barners* zum Symposium.

¹² Diese Auffassung ist so gängig wie unpräzise und zutreffend zugleich. Statt umfänglicher Literaturangaben verweise ich auf die knappe Zusammenstellung bei *Utz Haltern*, *Bürgerliche Gesellschaft* (Erträge der Forschung, Darmstadt 1985), insbes. 76 ff.

Betrachtet man nun – und da darf ich die Aufmerksamkeit wieder zu den Universitäten und ihren Wissenschaften zurücklenken – die Reformen, Neuansätze und Veränderungen eben dort, so scheint das eine mit dem anderen nichts zu tun zu haben. Was Halle in seiner führenden Fakultät, der juristischen, wollte, war: eine elegante, weltmännische, eine eigentlich adlige bzw. höfische Wissenschaft. *Philosophia aulica* nannte Thomasius bezeichnenderweise seine Weisheitslehre. Die guten, alten, die immer wieder richtigen wissenschaftlichen Traditionen, die bewährte Ordnung der Wissenschaften und ihres institutionellen Rahmens sollten gleichsam geputzt werden, neu und lebendiger erstrahlen. Allein ihre Verbiegungen sollten begründet, Fehlentwicklungen abgestoßen werden. Die Neuerungen wurden daher gern als ein Ins-Recht-Setzen des guten, aber infolge Irrtümern verstellten Alten interpretiert. In der Tat konnte etwa darauf verwiesen werden, daß auch zu Zeiten von Humanismus und Reformation den Juristen eine entscheidende Funktion in der Ordnung des Gemeinwesens zugekommen war, daß die Theologie für das Heil der Seele, die Medizin für das des Körpers zuständig gewesen seien. Allein papisierende Pedanten, Gedanken und Dinge unsauber vermischende Barbaren, unaufgeräumte Köpfe hätten diese Einsichten verkommen lassen, verstellt und umgebogen. Sie wieder richtig ins Lot zu stellen, das sei etwa in der Inauguration Halles gelungen. Die Wissenschaften und ihre Aufgabe, die Welt nämlich gut zu ordnen, seien wie aus einem Jungbrunnen entstieg. Sie vermittelten wieder die richtigen Einsichten aber auf weltmännische Art und seien insofern geeignet, gerade die Hochgestellten, die inskünftig Verantwortlichen gut und angemessen auszubilden.

Über den Erfolg der verjüngten Universität brauche ich nicht weiter umständlich zu sprechen. Der war – wie zunächst in Halle und dann in Göttingen, Leipzig, Jena auch in Würzburg, Mainz, Wien usw. – enorm. So kehrte alsbald auch der Adel vermehrt dorthin zurück. Die zuvor für adlige Ausbildung eingerichteten Ritter-Akademien wurden ihrer Existenzberechtigung beraubt, sanken zur Bedeutungslosigkeit herab¹³.

Innerhalb der erneuerten Wissenschaften – gerade dann auch der Theologie – war nun nirgendwo eine antiadlige, eine prononciert bürgerliche Kritik zu beobachten. Ganz im Gegenteil ermöglichten es die geputzten, gereinigten Erkenntnisse und die Fertigkeiten, die sie vermittelten, im Dienste des Gemeinwohls an führender Stelle mitzuwirken. So war zum mindesten die Meinung! Und so war es auch vielfach. Im großen und ganzen erhielt sich dieser Zustand übrigens bis über die Französische Revolution hinaus! Einen „Schwellencharakter“ hatten also die sechziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts hier nicht. Ganz im Gegenteil: im katholischen Reich setzten die erfolgreichen Reformen, der Anschluß an die gemeinreichische Entwicklung erst in den 1750 folgenden Jahren nachhaltig ein. Gerade in den beiden letzten Dezennien des Jahrhunderts gewannen dort einzelne Universitäten und ihre Lehrmeinungen weithin wirkendes Gewicht, wie u.a. in Mainz – und von da auch Straßburg¹⁴ –,

¹³ In meinen oben zit. Arbeiten habe ich dies dargestellt und belegt, so daß ich hier nur neuerlich auf sie verweise.

¹⁴ *Jürgen Voss*, Universität, Geschichtswissenschaft und Diplomatie im Zeitalter der Aufklärung: Johann Daniel Schöpflin (1694–1771) (München 1979).

in Würzburg, in Bonn, Wien und Innsbruck. Sie schlossen zu den protestantischen auf, in jeweils modifizierter Weise naturgemäß, und sicherten die bereits erwähnte Gemeinsamkeit. Das war auch eine Voraussetzung für den ebenfalls schon genannten Willen nach größerer Einheit, „nationaler“ Neuordnung.

Gerade im katholischen Reich wurde damals gern von „Nationalerziehung“ gesprochen. Am intensivsten war das im Umkreis Josephs II. der Fall, und damit verbanden sich ja auch manche Hoffnungen nord- und mitteldeutscher protestantischer Literaten und Gelehrter. Für Wien ist auf Sonnenfels und Gottfried van Swieten wie auf den Kaiser selbst zu verweisen¹⁵. Freilich hatte das doch eher den Charakter von Gedankenspielen, wurde in seiner auch mitgedachten Einschränkung auf Österreich rasch wieder fallengelassen. In Mainz hingegen, wo man ein katholisches Gegenstück, besser eine wetteifernde Schwesteranstalt zu Göttingen zu inaugurierten suchte, zielte diese Vorstellung durchaus auf das gesamte Reich.

An anderen Orten verband sich mit dieser Idee wiederum eine, die auch den schon genannten nicht fremd war, nämlich die eines Reichspatriotismus. Der gewohnte, begrenztere Patriotismus der heimischen Welt sollte einer des Gesamtreichs werden¹⁶. Justus Möser, Friedrich Carl von Moser, Schlözer, Pütter, Wieland, Schlosser waren etwa solche Patrioten! Sie wirkten darin anregend und anfeuernd auf die „Poeten und Literaten“. Die nahmen solche Forderungen und Absichten behende auf, wendeten sie in eine Richtung, die als „früh-national“, als Aufbruch zu „vollkommenem nord-deutschen Nationalgehalt“ (Goethe) gekennzeichnet werden kann. Die Anfänge unserer neuerlichen Selbstvergewisserung in Klassik, Idealismus, auch Romantik noch im Zeichen der Aufklärung waren damit sicherlich gegeben.

Freilich, so ganz entsprach das den an den Universitäten gelehrtten Ansichten, auch den Nationalerziehungs-Absichten, eigentlich nicht. Die waren entschieden rückwärtsgewandter, oder besser: traditionalistisch. Mittels dieses Reichspatriotismus' – dem Ziel solcher „National-Erziehung“ – sollte die allgemeine Glückseligkeit, das äußere Wohlbefinden der Untertanen gefördert und verwirklicht werden. Das war entschieden etwas anderes, als es die gemeinten Dichter und Literaten formulierten.

Nun war es ja auch nicht von ungefähr, daß diese „Poeten“ im allgemeinen nicht innerhalb der Universitäten ihren Wirkungsbereich hatten, allenfalls – wenn überhaupt – in der untersten, der immer noch dienenden Fakultät anzutreffen waren. Von daher war die Einwirkung auf die höheren Wissenschaften langwierig und vielfach auch fruchtlos. Gewiß kannten einige „Literaten“ auch eine der oberen Fakultäten. Es war im allgemeinen dann die Theologische. Aber sie kannten sie zumeist allein aus der Perspektive als Student, häufig zudem noch als unexaminiertes! Ihre Zukunft lag insofern zumeist im wenig erstrebenswerten Beruf eines Hauslehrers, in dienend abhängiger Stellung. Höchst selten waren sie jedoch Angehörige der Leitwissenschaft: der Jurisprudenz. Auch das unterschied sie grundlegend von den älteren Gegebenheiten.

¹⁵ Notker Hammerstein, Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform zur Zeit Maria-Theresias und Josephs II., in: Österreich im Europa der Aufklärung (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 1985, Bd. 2) 787 ff.

¹⁶ Vgl. auch John G. Gagliardo, Reich and Nation. The Holy Roman Empire as Idea and Reality, 1763–1806 (Bloomington/London 1980).

Die Verbreitung ihrer Ansprüche und Meinungen, gar deren Durchsetzung gerieten schon aus diesen äußeren Gründen in Schwierigkeiten. Die führenden Universitäten und ihre Wissenschaften verharteten folgerichtig beim Bewährten, Nützlichen und – in ihren Augen – Richtigen.

All das war mit ein Grund für die zunehmende und harsche Kritik an der vorfindlichen gesellschaftlichen Hierarchie, und es erklärt zugleich den immer reichhaltiger vertretenen Anspruch der Philosophischen Fakultät, ihre Materien seien die wichtigsten, hätten die leitenden zu sein. Wenn solche Forderungen z.T. auch schon älter waren – bereits Cellarius hatte in Halle gestöhnt: *Jus, jus – et nihil plus* –, so traten sie doch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entschieden massiver und mit gewichtigeren Argumenten versehen hervor. Am bekanntesten – und gewiß auch wichtigsten – sollte hier Kants „Streit der Fakultäten“ sein. Freilich, und dies muß man sogleich hinzufügen: bis hin zur Gründung Berlins änderte sich trotz Michaelis, Heyne, Kant, Friedrich August Wolf eigentlich nichts. Die Meinung, die Universitäten hätten wie die „Dichter und Denker“ vermehrt zu nationalem Aufbruch beizutragen und die dafür zuständige Fakultät, die letzte anzuheben, sie den oberen gleichzustellen, ja vorzuordnen, das erfüllt sich im Rahmen der reformierten, aufgeklärt-erneuerten Universitäten nicht.

Wie steht es nun mit dem Argument, daß im Zuge dieser frühnationalen Selbstvergewisserung die Kritik an der „Tyrannei einiger weniger Leute genannt Adel“ – so Schlözer – vehement geworden sei? Immerhin schien es ja vielen gelehrten Zeitgenossen unerträglich, daß sie die angemessene Anerkennung ihrer akademischen Würden und Fertigkeiten nicht erhielten. Die hierarchisierte Gesellschaftseinrichtung schien ohnedies aufgeklärtem Selbstbewußtsein entschieden zu widerstreiten. Die Zurücksetzung des dritten Standes, des eigentlichen Trägers gelehrter Bildung und der Vertreter der Wissenschaften schien mehr als überfällig. Wie also steht es mit dieser bürgerlichen Kritik an der adligen Welt, dem fürstlichen Regiment, den landesherrlichen Privilegien?

Bei näherem Hinschauen erweist sie sich vorab als eine an den Höfen, den Höflingen, an Hofintrigen, an der Verschwendungssucht der Höfe. Die offensichtliche geistige Unbedarftheit mancher Adliger, ihr damit keineswegs zusammenpassender Dünkel, die Abschottung der höfischen Welt – das waren zumeist die Kritikpunkte. Noch nach der Französischen Revolution formulierte Fichte in seiner durch dieses Ereignis mit angeregten Schrift: „Es ist wahr, Ihr seid erhabene Personen. Ihr Fürsten; ... wegen der Menge (nämlich, d. Verf.) schwerer und unerlässlicher Pflichten, die ein solcher Auftrag auf Eure Schultern legt.“ In der Vergabe von Ämtern – kein Geschenk, nicht eine Gunst, die sie erweisen könnten – delegierten sie einen Teil dieser Last, „wenn ihr es dem Würdigsten gebt; es ist ein Raub an der Gesellschaft und an dem Würdigsten, wenn es der weniger Würdige erhielt“, fuhr Fichte fort¹⁷. Natürlich konnten auch radikalere Formulierungen diese Absichten benennen, wie es etwa bei Matthias Clau-

¹⁷ Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten (1793); hier zit. in der Ausgabe „Klassiker der Politik“, Bd. 7 (*Johann Gottlieb Fichte*, Schriften zur Revolution, hrsg. v. Bernd Willms, Köln/Opladen 1967), hier 29 ff.

dies der Fall war. „Der König sei der bessere Mann, sonst sei der Bessere König“, lautete hier die Formel.

In solchen Äußerungen schwingt nun mit, daß nicht immer und allenthalben die Guten ausgewählt und befördert werden, daß weniger Befähigte zu häufig im Kreis der Regierenden anzutreffen stünden. Auch Johann Stephan Pütter war dieser Meinung, der zugleich freilich konstatierte: „... wesentlich nöthig bleibt doch allemahl eine gewisse Ungleichheit der Stände, ohne welche kein Staat bestehen kann“¹⁸. Er notierte im gleichen Zusammenhang und schon in Reaktion auf die Französische Revolution übrigens: „Und so verdient es ebenfalls alle mögliche Vorsicht auch dafür zu sorgen, daß ein Erbadel sich nicht über die ihm zukommenden Gränzen erhebe, daß er seine Vorzüge auf Unkosten anderer Stände nicht zu erweitern suche, daß in Sonderheit weder der Zutritt zu Ämtern und Ehrenstellen, wozu mehr erworbene als angeborene Vorzüge gehören, ... nicht einem bloß angeerbten Adel, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Verdienste, ausschließlich zugeeignet und andern versperrt werde.“¹⁹

Diesen kritischen Einwänden gegen Adelsprivilegien entsprachen seit der Jahrhundertmitte gleichfalls solche gegen die Höfe. Indem ungeeignete Ratgeber die Fürsten leiteten, Adlige zumeist, würden grundlegende Prinzipien gerechter Regierungsweise aufgegeben, es mache sich Despotismus breit. „Die Geburtsstätte des Despotismus ist“, so bemerkte etwa Friedrich Carl von Moser, „Wann die Regenten, durch eigenen Betrug und durch Verführung geistlicher und weltlicher Heuchler, Schmeichler und Irrlehrer, beginnen, ihren ursprünglich hohen Beruf und Bestimmung zu mißkennen, wann sie vergessen, daß ihre Dignität ein ihnen übertragenes oder auf sie vererbtes Amt seye, von dem sie Gott und ihrem Volk Verantwortung schuldig sind; wenn sie anfangen, das Land vor ihr Eigenthum und ihre Unterthanen als Geschöpfe anzusehen, mit denen sie nach eigenem Belieben schalten und walten können.“²⁰

Nun erscheint es doch recht bemerkenswert bei all diesen Kritiken, daß sie eigentlich nie die Staatsform selbst, die hierarchisierende Gesellschaftsstruktur in Frage stellen. Sie prangern die vermeintlichen Mißstände an, nennen sie beim Namen. Das wird sich übrigens bis ins neue Jahrhundert fortsetzen! Natürlich war all dies nicht unbegründet, hatte durchaus seine realen Entsprechungen. In der Tat entstand im 18. Jahrhundert ein Ungleichgewicht öffentlicher Wirkungsmöglichkeiten für Adlige und akademische Nichtadlige. Das traf die Bürgerlichen begreiflicherweise z. T. hart. Sie waren zugleich aber auch diejenigen, die dazu in der Lage waren, den Vorgang zu kommentieren. Mehrere Momente waren zusammengekommen, die diese gegenüber der Zeit um 1660/1720 – der Aufbruchzeit also nach dem Dreißigjährigen Krieg – veränderte Situation verursachten.

Ähnlich wie zu Ende des 16. und frühen 17. Jahrhunderts hatte eine Art „Refeudalisierung“ auch für die öffentlichen Ämter stattgefunden. Nachdem während des Drei-

¹⁸ *Job. Stephan Pütter*, Über den Unterschied der Stände, besonders des hohen und niederen Adels in Deutschland zur Grundlage einer Abhandlung von Mißheirathen Teutscher Fürsten und Grafen (Göttingen 1795) 20.

¹⁹ Ebd., 18.

²⁰ Politische Wahrheiten, 2. Bde. (Zürich 1796), hier I, 189; zu Moser vgl. insges.: *Notker Hammerstein*, Das politische Denken Friedrich Carl von Mosers, in: HZ 212 (1971) 316ff.

ßigjährigen Kriege Adlige vermehrt in Militärdiensten hatten tätig werden können – was sich zwar auch weiterhin hielt –, hatte die Inauguration Halles, oder anders gewendet: die Reform der Universitätsausbildung dem Adel wiederum auch den Weg über Ausbildung in Staatsämter eröffnet. Die erhöhten Anforderungen aufgeklärter Territorialstaatspolitik, die komplizierteren Verwaltungsvorgänge, der Glaube der Aufklärung an die Rechenhaftigkeit der Dinge setzten naturgemäß eine Vorbildung für solche Tätigkeit voraus. Die verjüngte Universität bot sie an in einem Rahmen, der auch Standesherrn angemessen, alles andere als abträglich war. Folgerichtig waren ja auch die Ritterakademien, die ja immer auch zur Militärkunst hatten miterziehen können, stark rückläufig, und der Adelsbesuch an Universitäten nahm umgekehrt wieder zu. Insbesondere Göttingen durfte dann als ausgesprochene Adelsuniversität gelten. Gelegentlich gehörten fast ein Drittel der Studierenden diesem Stand an! Diese jungen Männer wurden dort mit Kenntnissen ausgestattet, die sie ebenso wie die Nichtadligen für gehobeneren Positionen in territorialstaatlichem Bereich oder dem des Reichs befähigten und wovon sie Gebrauch machen wollten.

Der fortschreitende Ausbau der Territorien, die verbesserten Möglichkeiten zur „Effektuierung“ staatlicher Leistungen – theoretisch wie praktisch zugleich –, die zunehmende Rechenhaftigkeit, die Versachlichung öffentlicher Tätigkeit, die zu verordnende aufgeklärte Glückseligkeit der Gemeinwesen bedeutete nicht nur, daß die Fürsten und ihre Räte sich an solchen Ansprüchen messen lassen mußten. Sie mußten selbst sachlich, sachbezogen werden. Es brachte das notwendigerweise aber auch einen versachlichten Umgang zwischen Fürsten und Räten mit sich.

Daß dabei gleiche Standeszugehörigkeit als angenehm, erleichternd empfunden werden konnte, versteht sich, schließt sich keineswegs aus. Daß andererseits für alle diejenigen, die in solcher Aufgabe sich betätigen wollten, nicht nur mehr die Abkunft, sondern auch Aus- bzw. Vorbildung nötig waren, versteht sich – wie erwähnt – ebenfalls. Indem sie an eleganten Universitäten erworben werden konnten und gar als höfische Wissenschaften angeboten wurden, konnten die jungen Herren von Stand – um es zu wiederholen – dorthin zurückkehren. Sie hatten dann ihren bürgerlichen Mitstudenten voraus, über eine zusätzliche Qualität, die des besseren Standes eben, zu verfügen. Sie vermochten solcherart, diese bei Anstellungen und Tätigkeiten in gehobeneren Positionen auszusteichen.

Die entschiedenere staatliche Durchdringung des Lebens in Gemeinschaft, wie sie im 18. Jahrhundert in nahezu allen deutschen Territorien zu beobachten steht, die häufig zu beobachtende Nachahmung französischen Vorbildes absolutistischer Herrschaftsausübung und -darstellung, der Versuch zunehmender Entpersönlichung öffentlicher Tätigkeit führten vielerorts im Reich zu einem weniger patriarchalisch-hausväterlichen Regiment. Bezeichnenderweise wurde das dann zunehmend von Literaten und Poeten eingeklagt. Der Fürst sollte – wie es in der deutschen Tradition insbesondere des Luthertums lag – landesväterlich regieren. Die zumeist protestantischen Autoren stellten als ein der Wirklichkeit, wie sie meinten, kontrastierendes Ideal ein humanisierendes, familiarisierendes „Herrscherbild“ auf²¹.

²¹ Bengt A. Sørensen, Die Vater-Herrschaft in der früh-aufklärerischen Literatur, in diesem Bande.

Die Realität, den generellen Notwendigkeiten folgend, war inzwischen im allgemeinen freilich eine andere. Der Abstand zwischen Privatem und Öffentlichem wuchs zunehmend, wurde größer, ohne üblicherweise jedoch die Dimensionen wie in Versailles oder früher in Madrid auch nur annähernd zu erreichen. Der Aufbau der Territorien, die Einrichtung besserer Behörden, das Messen der öffentlichen Tätigkeit an Leistungskriterien, die breiter Diskussion unterlagen, versachlichten, juridifizierten eben all diese Tätigkeiten. Sie führten aber auch zu einer gewissen Ausgrenzung und – standesbewußteren – Abschirmung der Höfe. Wie gesagt, das ging nur selten so weit wie in Frankreich, aber die Tendenz war doch ähnlich. Sie schloß insoweit den älteren, zwar nicht unbeschwerten, aber doch gewohnten Umgang der litterati und Hoffamilien im obrigkeitlichen Neben- und Miteinander unter patriarchalischer Obhut zunehmend aus²². So konkurrierten ausgebildete Adlige nicht nur bei der Vergabe der erstrebten Ämter, sie schlossen sich mit ihren Vettern – so schien es – zudem auch in eitlen, unberechtigtem Ständesdünkel ab. Der seit den Tagen des Humanismus nie vergessene oder aufgegebene Anspruch, Bildung, Wissen, Ausbildung adle, eröffne und erlaube standesübergreifenden Umgang, wurde wieder einmal gröblich verletzt und mißachtet. Einem vernünftigen Bewußtsein, einem weltklugen, nicht pedantischen Mann konnte das begreiflicherweise nicht einsichtig oder akzeptabel sein!

Recht charakteristisch ist, was und wie Goethe diese Entwicklung in „Dichtung und Wahrheit“ kommentierte. Es ist zudem bezeichnend, daß auch er von der Betroffenheit über den Fall Calas ausging, der auch für den hier vorgeführten „Wandel des Bildbegriffs“²³ so prägend war. „Voltaire hat durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Mut verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor kurzem studierte, um zu Ämtern zu gelangen, so fing man nun an, den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nahe, wo der Theater- und Romanendichter seine Bösewichte am liebsten unter Ministern und Amtsleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern, mit einer Art von Wut, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof: töricht! da kein Publikum eine exekutive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemandem nutzte oder schadete.“

Klopstock, Joseph II. und natürlich die Taten Friedrichs II. von Preußen hatten das „Selbstgefühl der Nation zu erwecken“ verstanden. Gerade Friedrich zog „Beifall und

²² *Notker Hammerstein*, *Res Publica Litteraria – oder Asinus in Aula? Anmerkungen zur „bürgerlichen Kultur“ und zur „Adelswelt“*, in: *Res Publica Guelpherbytana* (Chloe, Beihefte zum *Daphnis*-Bd. 6, Amsterdam 1987) 35 ff.

²³ *Werner Busch*, *Chodowieckis Darstellung der Gefühle und der Wandel des Bildbegriffs nach der Mitte des 18. Jahrhunderts*, in diesem Band.

Verehrung“ auf sich, man nahm „teil an seinem Siege ...; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? zuerst war es bloß poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Krieg, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im allgemeinen, sodann nach und nach im besonderen hergeben; und hier schloß sich die Poesie an jene oben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehen, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.“²⁴

Im 13. Buch distanziert sich Goethe in noch deutlicherer Weise von diesen seinen ursprünglich ja starken Jugendeindrücken. Er zählt die Stücke auf, die die bürgerliche Welt auf „zartere Sittlichkeit“ aufmerksam gemacht haben und schließt die Beobachtung daran an: „alle brachten den Wert des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung und entzückten das große Publikum. ... so geriet man, auf einem natürlichen Wege, zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen: dieses war, die höheren Stände herabzusetzen und sie mehr oder weniger anzutasten.“²⁵

Die Konzentration auf staatliche Durchdringung der Gemeinwesen, das Bemühen, sie wie eine Maschine reibungslos funktionieren zu lassen, waren – wie erwähnt – Grund für die höheren Anforderungen an diejenigen, die sie zu verantworten und voranzutreiben hatten. Einige Räte suchten gemeinsam mit den aufgeklärten Fürsten einen möglichst einheitlichen, einen geschlossenen „Untertanenverband“ zu verwirklichen, was freilich den Protest manches „Patrioten“ hervorrief. Nicht nur Justus Möser war der Meinung: „Die erste und feinste politische Regel ist, verschiedene Menschenklassen zu haben, um jeden nach seiner Art durch die notwendige Ehre zu ermutigen. In den despotischen Staaten ist der Herrscher alles, und der Rest ist Plebs.“²⁶ Exakt das aber, Despotismus bzw. Tyrannen sahen diese Patrioten damals im aufgeklärt-nüchternen Regierungsstil der Reichsterritorien am Werk. Bezeichnenderweise, um dies eben noch anzufügen, wurde in solchen Fällen ja auch immer von Tyrannen oder Despotismus gesprochen, weil nicht das Prinzip, die Sache, sondern die Entartung, der Mißbrauch angeprangert und überwunden werden sollten.

Die aufgeklärt-modernisierenden Anstrengungen der Territorien und ihrer Fürsten bedurften nun nicht eigentlich eines Hofes. Der war für solche Aufgaben eher nebensächlich, und folgerichtig waren sie ihm im allgemeinen auch verlustig gegangen. Natürlich war ein Hof für den gesellschaftlichen Aufbau selbst, die vorhandene, bekannte und überkommene Welt, nach wie vor unabdingbar. Man hatte kaum andere Erfahrung, und die wenigen und viel zitierten Ausnahmen – Venedig, Nürnberg, die Verei-

²⁴ *Goethe*, Dichtung und Wahrheit, 3. Teil, 12. Buch (Hamburger Ausgabe, Hamburg ³1959) 535 f.

²⁵ Ebd., 13. Buch, 518 f.

²⁶ Zit. n. *Carlo Antoni*, Der Kampf wider die Vernunft. Zur Entstehungsgeschichte des deutschen Freiheitsgedankens (Stuttgart 1951) 137.

nigten Niederlande – zeigten allenfalls, wie normal und gottgegeben die monarchische Staatsform eigentlich war. Diese Ausnahmen bestätigten nur die Regel.

Die „Aristokratisierung“ der Höfe ließ sie nicht nur fremder erscheinen – gerade im kleinteiligen Kreis der deutschen Verhältnisse –, sondern auch den Höfling, den „à la mode“-Gecken entstehen. Deren französisierende Neigungen machten sie den auf die deutschen Tugenden verpflichteten Akademikern zusätzlich verdächtig. Denn wie schon zu Zeiten des Humanismus hatten etwa die Reichspublizisten, dann auch diejenigen, die sich für eine neue Ästhetik, eine „Nationalliteratur“ und -kunst einsetzten, die eigene Vergangenheit entdeckt und hierfür instrumentalisiert²⁷. Statt vieler möglicher anderer darf ich erneut Justus Möser zitieren. „Wo finden wir die Nation? An den Höfen? Das wird niemand behaupten. In den Städten sind verfemte und verdorbene Kopien, in der Armee abgerüstete Maschinen, auf dem Lande unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse ‚paterna rura‘ bebaute und in eigener Person verteidigte, wo er von seinem Hofe zur gemeinen Landesversammlung kam und der Mensch, der keinen solchen Hof besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Klasse der armen und ungeehrten Leute gehörte, diese Zeit konnte uns eine Nation zeigen, nicht aber die Gegenwart.“²⁸ (Auch das ein Vorgang übrigens, der die eigentliche Problemstellung, das Verhältnis von Neuerungen und Traditionen enthält.)

So wirkten also diese Höfe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfach als – politisch sich nicht mehr legitimierende – Orte, wo Verdienst kaum etwas bedeutete, Zufall der Geburt und Opportunismus hingegen ausschlaggebend schienen. In der Tat entsprachen sie insoweit diesen Meinungen, als sie vielerorts nicht mehr die politischen Entscheidungszentren des Landes waren, sondern zumeist nur als Staffage für fürstlich-adlige Auftritte dienten. Gerade an den Höfen war dies damals der Fall, wo der Absolutismus im Reich am weitesten vorangekommen war und sich auch in seinen Leistungen zu legitimieren vermochte: in Brandenburg-Preußen und in Österreich.

Bereits unter Friedrich Wilhelm I., dem glänzenden Organisator des neueren Preußen, hatten Militär und allenfalls die Beamtenschaft an Stelle des Hofes die Aufgaben übernommen, die eine Einbindung der Untertanen – natürlich gerade auch des Adels – in den Staat zu gewährleisten suchten²⁹. In Wien verwies die anmutig-sympathische „Privatheit“ Maria Theresias, der eigentlich eher familiäre denn politisch-öffentliche Charakter ihres Hofes in die nämliche Richtung. Auch er wirkte als traditionelle Staffage, standesdienlich, nicht eigentlich und vorweg herrschaftslegitimierend. Joseph II. beseitigte konsequenterweise dann auch diesen Hof, sehr zum Entsetzen natürlich der Aristokratie, der Hofgesellschaft. Daß ihm das zugleich die Verehrung der deutschen Patrioten und Poeten einbrachte, die vorübergehend auf Wien als Ort möglicher deutscher Nationalkultur setzten, paßt ganz ins Bild.

²⁷ Notker Hammerstein, Reichspublizistik und humanistische Tradition, in: Richard Toellner, Aufklärung und Humanismus (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Heidelberg 1980) 69 ff.

²⁸ Justus Möser, Sämtliche Werke, IX (Berlin 1843) 241 ff.

²⁹ Johannes Kunisch, Hofkultur und höfische Gesellschaft in Brandenburg-Preußen im Zeitalter des Absolutismus, in: August Buck u. a. (Hrsg.), Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 10) III, (Hamburg 1981) 735 ff.

Es war eben für aufgeklärt absolutistische Politik schwer, neben und mit der Sachangemessenheit ihrer Maßnahmen, der Förderung allgemeiner Glückseligkeit, auch den Hof als integralen Teil und Ort dieser Politik zu rechtfertigen. Das traf nicht nur für die großen Höfe zu, auch die mittleren und kleineren Territorien hatten die gleichen Probleme, wie man das etwa im Bayern Max' III. Joseph beobachten kann oder bei Karl Friedrich von Baden, bei den Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Besonders schwierig wurde es gar dann, wenn solche Höfe in überzogen absolutistischer Gestik ohne reale politische Notwendigkeit und Taten zugleich die Untertanen bedrückten, wie etwa im Falle Carl Eugens von Württemberg oder Friedrichs II. von Hessen-Kassel.

Das forderte naturgemäß diejenigen zusätzlich zur Kritik heraus, die sich benachteiligt, nicht richtig entsprechend ihrer Fähigkeiten verwendet vorkamen. Nicht zuletzt der Umstand, daß sie mit ihren adligen Mitstudenten und den Obrigkeiten nicht mehr – wie oft zuvor – in einer übergreifenden *res publica litteraria* leben konnten, gab diesem Ungenügen Nahrung. Gerade diejenigen, die am stärksten protestierten, die die eigentlich Betroffenen waren, befanden sich schließlich häufig auch außerhalb der Universitäten. Die jahrhundertalte Verbindung von Universität und führender Gesellschaft war zu ihrem Ende gekommen, begann sich endgültig aufzulösen. Der Philosoph und Poet, der Landpfarrer und Hauslehrer fühlten sich zerrieben zwischen höfischer Gesellschaft und den eiteln oberen Fakultäten der Universitäten, sie sahen sich insoweit doppelten Pressionen, einem Druck von mehreren Seiten ausgeliefert.

Lag diese Kritik nun aber in der Folge auch der Erneuerungen, die die Universitäten durchlaufen hatten, resultierte sie mit in der anders gewichteten Hierarchie der Wissenschaften? Die hatte ja – ich darf es wiederholen – den Aufschwung der Studien verursacht, hatte den Adel in die Universitäten zurückgeholt; die Universitäten standen für die Vermittlung erneuerten, praktischen Wissens. War also die aufgeklärte Wissenschaftsvermittlung im Reich – wenn ich das einmal so nennen darf – mit ein Grund dafür, daß die Welt des *ancien régime* hier zu einem Ende kommen mußte, die neue, nunmehr bürgerliche Zeit der Wissenschaften auf den Begriff gebracht werden konnte? Stand um 1760 etwa, um es anders, überspitzt zu formulieren, fest, daß die Gründung und der Ausbau der alsbald paradigmatischen Universität Berlin am Horizont bereits aufschien, sich – wenn auch von noch sehr fern – ankündigte?

Es wäre gewiß zutreffender mit „keineswegs“, „ganz und gar nicht“ zu antworten, als mit „ja“, „durchaus auch“. Der Wandel in der Hierarchie der Wissenschaften bedeutete ja keine Abkehr von der bisherigen Universität. Er veränderte nicht den Grundcharakter der Institution als Vermittlerin wichtiger, entscheidender, unabdingbarer Kenntnisse, Techniken und Methoden. Er schichtete die Bewertung, die Wertehierarchie um, was den Beitrag der Wissenschaften im Leben anlangte. Gewiß wirkten da teilweise durchaus ältere Traditionen fort. Im Hinblick auf das institutionelle Gerüst und auf die Auffassung des gelehrten, wissenschaftlichen Kosmos war das etwa der Fall. Die Umwertung eröffnete andererseits durchaus sehr weitgehenden Neuerungen die Bahn, die nicht bedeutungslos bleiben sollten für die Ausbildung der sich in Klassik und Idealismus nachmals neuformulierenden Anschauungen.

Dennoch: zunächst, beim Beginn der Reformen und auch ihrer Fortsetzung wäh-